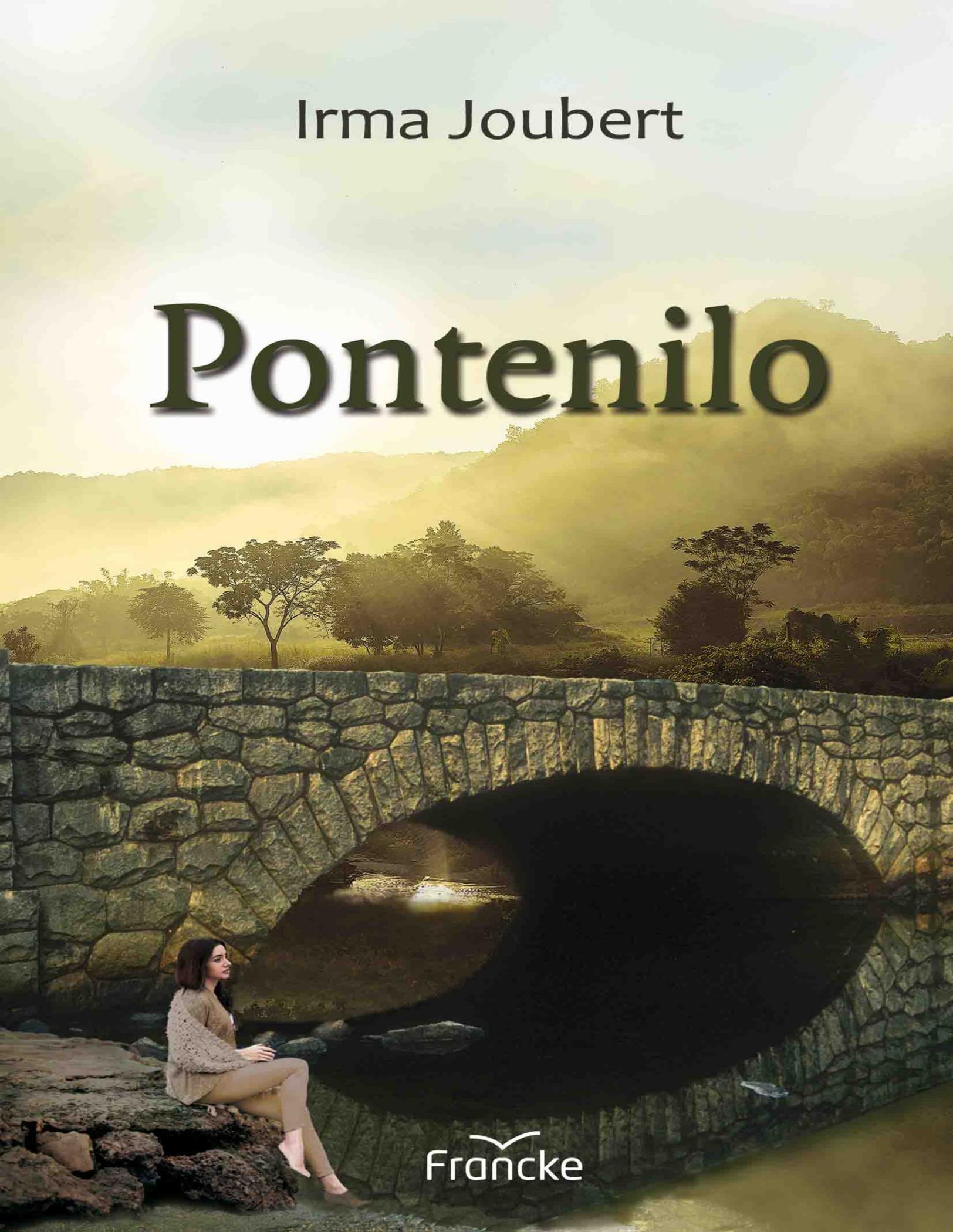


Irma Joubert

Pontenilo



francke

Irma Joubert

Pontenilo


Francke

Über das Buch:

Italien 1938: Antonio Romanelli; der junge Mann aus einem kleinen Bergdorf in Italien, hat es geschafft. Sein Studium ist so gut wie abgeschlossen und er will als Ingenieur arbeiten. Dann aber bricht der Zweite Weltkrieg aus und alles kommt anders.

Die Farm der Familie Fourie in Südafrika ist weit weg vom Geschehen des Zweiten Weltkriegs, bis eines Tages Kriegsgefangene aus dem Afrikafeldzug dort auftauchen. Einer von ihnen kommt wie gerufen, denn es soll eine technisch anspruchsvolle Brücke über den Nijl gebaut werden. Und er verfügt über das nötige Know-how. Nur Klara, die Tochter des Hauses, hat Vorbehalte ihm gegenüber. Sie gibt ihm die Schuld daran, dass ein guter Freund von ihr im Krieg gefallen ist.

Doch nach und nach lernt sie, dass jeder Feind manchmal auch nur ein Mensch ist ...

Über die Autorin:

Irma Joubert ist Historikerin und lebt in Südafrika. Sie war 35 Jahre lang Lehrerin. Nach ihrer Pensionierung fing sie mit dem Schreiben an. Über ihre Heimat hinaus haben sich ihre Romane auch in den Niederlanden, den USA und in Deutschland zu Bestsellern entwickelt und sind mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-870-2

Alle Rechte vorbehalten

Irma Joubert, Anderkant Pontenilo, © 2009 by Tafelberg, an imprint of
NB-Publishers, a division of Media24 Books (Pty) Ltd.,

Kaapstad, 8001, South-Africa

German edition © 2021 Francke-Buch GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Thomas Weißenborn

Umschlagbilder: © shutterstock.com / Freshstockplace; Adeliiepenguin

© dreamstime.com / Zroakez

Umschlaggestaltung: Francke-Buch GmbH / Christian Heinritz

Satz und Datenkonvertierung E-Book:

Francke-Buch GmbH

www.francke-buch.de

Für Elize

Vorwort der niederländischen Übersetzerin

Während des Zweiten Weltkrieges waren viele weiße Afrikaner sehr deutschfreundlich. Das kann auf niederländische und deutsche Leser sehr befremdlich wirken. Um die Haltung von jemandem wie Boelie verstehen zu können, ist es deshalb wichtig zu wissen, welche historischen Entwicklungen dazu beigetragen haben.

Der Burenkrieg und die Zeit danach

Vor 1902 gab es zwei unabhängige Burenrepubliken, Transvaal und den Oranje-Freistaat. Beide sind durch die *Voortrekker* gegründet worden, jene Buren, die zwischen 1835 und 1854 die englische Kapkolonie verlassen haben und ins Landesinnere Südafrikas gezogen sind, um dort unabhängig zu sein. Im zweiten Burenkrieg (1899-1902) – in diesem Buch oft »Englischer Krieg« genannt – machten die Engländer dieser Unabhängigkeit ein Ende. Fortan gab es die Union von Südafrika, die ein Teil des britischen Weltreiches war.

Das war den weißen, Afrikaans sprechenden Buren natürlich ein Dorn im Auge. Darüber hinaus hatte das englische Auftreten im Burenkrieg für viel böses Blut gesorgt. Tausende Frauen und Kinder waren in Konzentrationslagern eingepfercht worden – die Engländer können deswegen tatsächlich als Erfinder von Konzentrationslagern betrachtet werden – und viele von ihnen waren an den Folgen der erbärmlichen

Lebensumstände dort gestorben. Der Verlust der Unabhängigkeit und die Wut über die englischen Kriegsverbrechen führten zu einem tiefen Hass auf alles, was sich englisch nannte.

Im Friedensvertrag von 1902 war den Buren ein gewisser Autonomiestatus eingeräumt worden. In der Folgezeit begannen sie schnell, sich politisch zu organisieren. 1910 gründeten die beiden Burengeneräle Jan Smuts und Louis Botha die *Suid-Afrikaanse Party* (Südafrikanische Partei, SAP). Die kam unmittelbar darauf an die Macht. Viele Afrikaner waren allerdings der Ansicht, dass sich die SAP den Engländern gegenüber zu loyal verhielt. Deshalb wurde 1913 eine weitere Partei gegründet: die *Nasionale Party* (Nationale Partei, NP) von James Hertzog. Jener Hertzog bildete 1924 ein Kabinett mit der vorwiegend englischen *Labour Party*.

Die SAP und die NP schlossen sich 1934 zur *Verenigde Party* (Vereinigte Partei) zusammen. Die Befürworter dieser Fusion wurden *Smelter* (Verschmelzer) genannt. Die Gegner bildeten einen radikalen Flügel, der sich unter der Leitung von Daniël Malan abspaltete und als *Gesuiwerde Nasionale Party* (Gereinigte Nationale Partei) formierte. In dieser Partei wurde das Ideal einer eigenständigen Burenrepublik am Leben gehalten. So entwickelte sich der afrikaanische Nationalismus zu einer rassistischen Version, die schließlich zum Apartheidsregime führte.

In der Folgezeit kam es 1939 zu einem Zerwürfnis innerhalb der *Verenigde Party*, weil Smuts sich auf die Seite der Engländer schlug, als diese Deutschland den Krieg erklärten. Im Gegensatz dazu wollte Hertzog neutral bleiben. Er gründete 1941 erneut eine eigene Partei, die *Herenigde Nasionale Party* (Wiedervereinte Nationale Partei). Die *Gesuiwerde Nasionale Party* schloss sich ihr an.

Das Programm dieser Partei bestand vor allem aus zwei Anliegen: der Einführung der Apartheid und dem Abbruch aller Verbindungen zu Großbritannien. Deshalb ist es nachvollziehbar, dass diese weißen Afrikaner ihre Hoffnungen auf einen deutschen Sieg gesetzt haben. Damit verbunden war die Erwartung, dass die Engländer in diesem Fall etwas kleinmütiger auftreten würden, was den Unabhängigkeitsvorstellungen der Buren entgegengekommen wäre.

Die Familie Fourie spiegelt daher das afrikaanische Volk wider: Der Großvater ist ein Anhänger von Smuts, der Vater von Hertzog, Boelie und in geringerem Maße auch De Wet sind ein Teil der radikalen Bewegung unter der Führung von Malan.

Dass Deutschland schließlich den Krieg verlor, hat unter den weißen Afrikanern für große Unruhe gesorgt. Das wird dazu beigetragen haben, dass die *Herenigde Nasionale Party* 1948 die Wahl gewonnen hat, jene Wahl, die von Boelie und Pérsomi und ihren Freunden mit solcher Anspannung verfolgt worden ist. Daniël Malan wurde Ministerpräsident und mit einem Gesetz nach dem anderen richtete die neue Regierung das Apartheidsregime auf.

Das Voortrekkermonument

Das Voortrekkermonument ist ein gigantischer Granitbau in Pretoria. Es wurde zu Ehren der sogenannten *Voortrekker* errichtet, der Buren, die zwischen 1835 und 1854 die englische Kapkolonie verließen und in das Landesinnere von Südafrika zogen, um dort unabhängige Staaten zu errichten. Dieses Ereignis wird der »Große Treck« genannt.

Der Grundstein für das Monument wurde 1938 gelegt, am 16. Dezember, also am *Dingaansdag* oder *Geloftedag*

(Gelöbnistag). Für die Afrikaner ist das immer noch ein wichtiger Feiertag, an dem sie sich an die Schlacht am Blutfluss im Jahr 1838 erinnern, als eine kleine Gruppe *Voortrekker* eine Übermacht von Zulus unter der Leitung von König Dingaans besiegte. Unmittelbar vor der Schlacht hatten die Buren gemeinsam ein Gelübde abgelegt: Wenn Gott ihnen den Sieg schenken würde, dann sollten sie dessen an diesem Tag für alle Zeit gedenken.

Den Entwurf des Monuments lieferte der Architekt Gerard Moerdyk. Für das Bauwerk wurden absichtlich nur Materialien aus Südafrika verwendet, die einzige Ausnahme bildete der italienische Marmor, mit dem es innen ausgekleidet wurde.

Im Monument befindet sich die dreißig Meter hohe Heldenhalle mit einem 92 Meter langen Marmorrelief von Romano Romanelli, auf dem die wichtigsten Ereignisse des Großen Trecks und der Schlacht am Blutfluss dargestellt werden. Interessant für die Leser von »Pontenilo« ist vermutlich, dass Gerard Moerdyk der Großvater väterlicherseits von Irma Joubert ist. Viele ihrer Familienangehörigen, sogar ihr Hund, haben für die Gravuren Romano Romanellis Modell gestanden.

Dorienke de Vries

*Ihr Mund ist staubtrocken.
Ihr ganzer Körper verkrampft sich
und ihr Magen fühlt sich an wie ein Stein.
Ihre Hände zittern so sehr,
dass sie den Umschlag beinahe nicht aufreißen kann.
Sie holt das Telegramm heraus.
Ihre Augen gleiten flüchtig über die beiden
kurzen Zeilen.
Dann sieht sie die Worte:
WÄHREND DES FRONTEINSATZES
IN NORDAFRIKA VERMISST STOP
Das Telegramm gleitet ihr aus der Hand,
flattert zu Boden,
bleibt regungslos liegen.*

1. Kapitel

Die Leute aus dem Dorf hatten schon lange auf eine schöne Geschichte gewartet. Und als sie sich langsam, aber sicher vor ihren Augen abzuzeichnen begann, wagten sie nach und nach, fröhlich zu werden.

Das Dorf liegt isoliert und abgelegen. Schon seit Jahrhunderten klammert es sich wie in einem Märchen an einer Bergwand hoch in den Alpen fest. Ein schmaler, steiler Weg führt dorthin, mit Kurven so scharf geschwungen wie die Haarnadeln von Donna Veneto. Die Eisenbahn kommt nicht so weit nach oben, nur zweimal in der Woche ein Bus. Die Menschen können ihn schon von ferne mühsam den steilen Hang hinaufkeuchen hören, und wenn sich die älteren Mädchen auf den ausgetretenen Treppenstufen vor der Kirche auf die Zehenspitzen stellen, können sie den Bus in der Kurve von Guiseppe anhalten sehen und sich dann Stückchen für Stückchen zurücktasten, bis sein Hinterteil weit über die niedrige Steinmauer hinausragt. Die Vorderräder wenden sich scharf nach rechts und die Drehzahl des Motors schnell in die Höhe, damit es der Bus aus der Kurve herausschafft und sich weiter nach oben zubewegt.

Dann läutet Pater Enrico allerdings die Schulglocke, obwohl es manchmal noch ein paar Minuten zu früh ist. Wie ausgelassene Kaninchen springen und rennen die Kinder den Berg hinunter zum Dorfplatz. Nur die Klasse von Schwester Theresa verlässt das Gebäude in einer ordentlichen Reihe, denn die Schwester ist sehr streng.

Die Leute im Dorf sind nicht reich, aber seit dem Großen Krieg von 1914 bis 1918 gibt es in Italien sowieso fast

keine reichen Menschen mehr. Selbst der Baron von Veneto, der hoch über dem Hang in einer steinernen Villa wohnt und die Aussicht über das ganze Dorf genießt, ist weniger reich, als es sein Vater vor dem Krieg gewesen ist.

Das ist ein schrecklicher Irrtum gewesen, dieser Krieg, aber jetzt ist er zum Glück vorbei.

Noch weiter oben befindet sich das Kastell, auf der anderen Seite der Ponte del Bartolini, der altertümlichen kleinen Brücke über dem Fluss Bartolini. Das Kastell steht schon sehr lange leer und ist am Verfall. Nur die dicken Steinmauern stehen noch unverrückbar auf dem Platz, wie sie vor Jahrhunderten hochgemauert worden sind.

Es ist eine traurige Geschichte, die von der Prinzessin, die als Letzte dort gewohnt hat. Denn sie wurde, so erzählt man sich, zu einem Opfer auf dem Schlachtfeld der Politik.

Es ist eine Geschichte, die die älteren Frauen immer noch den jüngeren Mädchen erzählen und manchmal auch den Neuankömmlingen im Tor, den Leuten, die den Dorftratsch noch nicht kennen. Gegenseitig erzählen sie sich diese Geschichte nie, dazu ist sie viel zu traurig.

Heutzutage spielen die Kinder zwischen den dicken Kastellmauern. Die Mädchen sind Prinzessinnen, die in langen Abendkleidern und mit Blumenkränzen in den Haaren über die bemooste Tanzfläche schweben. Die Jungen sind Ritter, die aus den Schießscharten schauen und jeden erkennbaren und erdachten Feind unter Feuer nehmen. Und wenn die Abenddämmerung hereinbricht und die Kinder von ihren Müttern an den Ohren weggezogen worden sind, kommen die Pärchen für ihr Stelldichein hierher.

Genau an diesem Ort haben die Leute es gesehen: Da passiert etwas. Etwas, was eine Geschichte werden könnte.

Im Dorf unterscheidet man zwischen traurigen, ekelhaften, schlüpfrigen und schönen Geschichten. Eine traurige Geschichte ist ... nun ja, traurig, und eine ekelhafte Geschichte gibt es von Zeit zu Zeit in jedem Dorf und in jeder Familie. Eine schlüpfrige Geschichte ist eine, die manche Frauen - natürlich nicht alle! - in einer Pause während der Arbeit hinter vorgehaltener Hand weitererzählen, eine Geschichte, die nicht für die Ohren der jungen Frauen bestimmt ist und die die Männer nur hinter verschlossenen Türen zu hören bekommen.

»Also, Frau, wirklich, bist du dir da sicher? Solchen Tratsch solltest du lieber für dich behalten, hörst du? Mit so etwas kommst du nur in Schwierigkeiten.«

»Aber, Mann, du kennst mich doch. Bin ich denn eine, die einfach so irgendwelche Gerüchte in die Welt setzt?«

Dann halten die Männer lieber ihren Mund, um des lieben Friedens willen.

Im Dorf hat es schon immer Geschichten gegeben, sogar eine ganze Menge.

Traurige Geschichten wie die von der Prinzessin im Kastell oder die von der ältesten Tochter von Sofia und dem alten Luigi.

Auch schöne Geschichten gab es, zum Beispiel die von dem französischen Flüchtlingskind, das Guiseppi Romanelli in den Bergen gefunden hat, genau da, wo jetzt die Kurve von Guiseppi ist, und das er mit nach Hause genommen hat. Das kleine Mädchen ist erst ein bisschen verwildert und spindeldürr gewesen, aber Mama Romanelli hat es wieder ordentlich aufgezogen und schön herausgeputzt. Sie selbst hatte schließlich keine Tochter. Nicht dass das Kind den Romanellis ähnlich gesehen hätte mit seinem zarten Körperbau, seiner Pfirsichhaut und seinen grünen Augen. Die Romanellis sind groß und

dunkel. Letztendlich ist die Kleine aber doch eine echte Romanelli geworden, denn Guiseppe hat sie geheiratet, kurz bevor er im Großen Krieg an die Front geschickt worden ist.

Eine schöne Geschichte. Und so oft erzählt, dass jeder alle Details kennt.

Dann gibt es natürlich auch noch die Geschichte von Don Veneto in der steinernen Villa hoch über dem Dorf. Mensch Maier, sagen die Frauen zueinander, was hat das lange gedauert, bis er endlich darüber hinweg gewesen ist, dass ihm die Großnichte von Graf Aosta dem Zweiten den Laufpass gegeben hat, und das auch noch zwei Wochen vor der Hochzeit, indem sie mit diesem französischen Studenten durchgebrannt ist, der in den Sommerferien auf dem Bauernhof des Barons Oliven gepflückt hat. Eigentlich eine traurige Geschichte, obwohl sie von einigen Frauen natürlich als schlüpfrige Geschichte erzählt wird. Aber auch die ist schon lange vor dem Krieg so oft erzählt worden, dass sie völlig verschlissen ist.

Dann kam Don Veneto eines Tages – kurz vor dem Krieg, die Leute erinnern sich noch gut – mit einer ganz frischen, bildschönen, jungen Braut aus Venetien zurück. Blonde Haare und blaue Augen, ein bisschen geziert; sie schien eine österreichische Mutter oder Großmutter gehabt zu haben. Manche behaupten, dass sie nur deshalb gekommen ist, weil sie als einfaches Bürgermädchen über ihrem Stand geheiratet hat, aber von dieser Sorte Tratschgeschichten hat das Dorf nie viel gehalten. Seinerzeit sind jedenfalls alle froh gewesen, dass Don Veneto so eine schöne Frau gefunden hat, auch wenn er einige Jahre älter als sie gewesen ist.

Den ganzen Krieg über hat die junge Donna Veneto treu auf ihren Baron gewartet und nicht ein einziges Mal Partei

für die Österreicher und gegen Italien bezogen. Allerdings kam sie auch nicht wirklich oft unter die Leute, das ist wahr. Nur sonntags und mittwochsabends bei der Messe – und obwohl Don Veneto nicht zu Hause war, hat sie doch an Weihnachten in dem großen Speisesaal der Villa das traditionelle Weihnachtsessen für das ganze Dorf ausgerichtet.

Nachdem Deutschland gezwungen war, einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, und alle Männer des Dorfes wieder nach Hause gekommen waren, ist eines Tages die kleine Gina geboren worden. Sie hat das blonde Haar und die tiefblauen Augen ihrer Mutter und sie ist über den Dorfplatz gehüpft, durch die Häuser des Dorfes und über die wilde Blumenwiese, die zum Dorf gehört. Sie ist die Prinzessin geworden, eine Prinzessin aus der Steinvilla über dem Dorf direkt unter dem Kastell.

Jeden Samstagnachmittag legen die Männer des Dorfes ihre Meißel, Schaufeln und Spitzhacken zur Seite und die Frauen legen ihre Schürzen ab. Anschließend treffen sie sich mit den anderen aus dem Dorf zu einem gemütlichen Beisammensein. Die Männer spielen auf dem Dorfplatz Boccia, die Jungen spielen mit einem selbst gemachten Ball auf der kleinen Ebene im Westen des Dorfes Fußball und die Mädchen hüpfen Springseil oder Hickekästchen, wobei der erste Preis ein Prinz ist.

Jeden Samstagnachmittag findet man Don Veneto, Guiseppe Romanelli, Pater Enrico und den Dorfarzt am Schachbrett. Im Sommer geht das bis spät in die Nacht, eine Flasche Wein, die Pater Enrico selbst gekeltert hat, zwischen ihnen auf dem Tisch, manchmal lange unangetastet. Sie spielen nicht nur Schach, sie reden auch. Lange und tiefgründige Gespräche sind das, selten

leichterzig dahingesagt. Das soll heißen: Drei von ihnen reden, denn Guiseppe hat es eigentlich noch nie so mit dem Reden gehabt, deswegen nickt er nur und hört zu. Und wenn er doch etwas sagen möchte, dann warten die anderen geduldig.

An den meisten Samstagnachmittagen sitzen sie auf der kleinen *patio* vor Guiseppes Haus, das dichte Blätterwerk über ihren Köpfen, in Sichtweite der Menschen auf der Straße. Maria Romanelli macht währenddessen ihre wunderbare *pasta con ragu* und manchmal auch *canneloni* oder *ravioli*. An kalten Wintertagen sitzen sie in der Küche um den hölzernen Tisch herum. Dann heizt Maria den Ofen an und in dem gusseisernen Topf köchelt die *ministrone*-Suppe oder die *polenta* langsam und wohlriechend vor sich hin.

Die Frau des Arztes lebt seit Menschengedenken nicht mehr – sie ist bei der Geburt von Pietro gestorben, ihrem ältesten Sohn. Eine traurige Geschichte. Der Priester hat nur die Nonnen, die ihm seine einfachen Mahlzeiten zubereiten, und Donna Veneto überlässt das Kochen ihren Dienstmädchen. Deshalb sind sie an allen Samstagen im Haus von Guiseppe und Maria Romanelli zu finden.

Es war ebenfalls im Haus von Guiseppe, dass Gina die drei Romanelli-Brüder kennengelernt hat. Marco ist damals schon etwas älter gewesen und konnte bereits lesen. Wenn sie im Feld hinter dem Haus gespielt haben, hat er immer auf sie aufpassen müssen. An den Winterabenden ist er es gewesen, der ihnen Damespielen beigebracht oder ihnen vorgelesen hat. Die Geschichte von Pinocchio hat ihnen am besten gefallen, denn Guiseppe hat für sie eine echte Pinocchiopuppe mit richtigen Fäden gemacht.

Nur ihre Nase konnte nicht wachsen. Meistens hat Marco allerdings dagesessen und hat gezeichnet oder seine

eigenen Bücher gelesen und dann hat er gesagt, dass sie ihn in Ruhe lassen sollten.

Lorenzo war der Jüngste und genauso alt wie sie. Als sie erst einmal in der Schule waren, hat sie sich ganz schön anstrengen müssen, um bessere Noten zu bekommen als er. Selbst hat er sich nicht ins Zeug gelegt, denn er war ein echter Wildfang, der ganze Nachmittage wie eine Gämse auf den Felshängen hinter dem Dorf herumgeklettert ist. Seine Hausaufgaben hat er eigentlich nie gemacht, sodass Schwester Theresa in einem Jahr vier Holzlöffel an ihm kaputt geschlagen hat. Er hat sich alles getraut. Er konnte mit dem Kopf nach unten, nur an den Beinen hängend, in den höchsten Bäumen schaukeln, er konnte an Sommertagen am längsten von allen unter Wasser bleiben, sodass Gina nach einer Weile Angst gehabt hat, das schwarze Wasser des Teiches hätte ihn für immer verschlungen, er konnte flach auf dem Bauch liegend die steilsten Schneehänge hinunterrutschen, sodass sie sich sicher war, dass er sich früher oder später den Hals brechen würde.

Er konnte auch gut zeichnen, aber er hat immer nur freche Bilder gezeichnet. So wie zum Beispiel ... nun ja, frech eben.

Und er hat nie die Finger von den Bändern ihrer Zöpfe gelassen. Sie fand ihn überhaupt nicht nett!

Antonio war ihr Kamerad, von klein auf. Er hat sie nie ausgelacht, wenn sie sich nicht getraut hat, in einem Baum bis ganz nach oben zu klettern. Er hat ihr geholfen, wenn sie beim Damespielen nicht weitergekommen ist, und gelegentlich hat er sie sogar gewinnen lassen. Er hatte eine Geige, die Guiseppe selbst für ihn gebaut hat, und er hat ihr gezeigt, wie man darauf spielen muss. Er hat ihr

vorgezeichnet, wie man eine Blume malt, eine einfache Blume.

Er ist es auch gewesen, der sie gefunden hat, nachdem Lorenzo sie einmal an einen Baum gefesselt hatte und danach weggelaufen war. Die Raupen sind ihr an den Beinen hinaufgekrochen und sie hat furchtbar geweint.

»Hör doch auf mit dem Weinen«, hat Antonio gesagt. »Dein ganzes Gesicht ist knallrot.« Er hat an dem Seil herumgefingert.

»Lorenzo hat mich festgebunden«, hat sie geschluchzt. Sie hat versucht, so tapfer zu sein wie die Prinzessinnen in den Geschichten, aber die Tränen sind ganz von selbst gekommen. »Und dann ist er weggerannt! Und er hat mich ausgelacht!«

Das war das Schlimmste überhaupt: dass er über ihre Hilflosigkeit gelacht hat.

Als die Knoten gelöst waren, hat Antonio gesagt: »Geh dir jetzt dein Gesicht waschen und dann erzählst du deinem Vater und deiner Mutter nichts davon. Ich werde Lorenzo gehörig versohlen.«

»Aber Lorenzo lässt sich das nicht gefallen, der ist stark«, hat sie ihm erwidert.

»Ich bin noch stärker«, hat Antonio entgegnet. »Geh jetzt.«

Am nächsten Tag ist Lorenzo mit einem üblen blauen Auge in der Schule erschienen und ist sehr wütend auf sie gewesen. »Du alte Petze!«, hat er zwischen den Zähnen hindurch gezischt.

Antonio hat nichts gefehlt.

»Warum haust du Lorenzo nicht jedes Mal eine rein, wenn er so ungezogen ist?«, hat sie später Antonio gefragt.

»Er ist mein Bruder«, hat Antonio geantwortet.

So ist Antonio ihr besonderer Kamerad geworden. Und Lorenzo hat sie danach nie mehr an einen Baum gebunden.

Von Politik verstehen die Leute im Dorf nicht viel. Der Priester schon, schließlich liest der nach jedem Posttag die Zeitungen der letzten Woche. Manchmal fährt er nach Turin oder sogar nach Mailand für einen Termin.

Der Baron von Veneto kennt sich da sicher ebenfalls aus, denn er hat auch gelegentlich Termine, dann aber irgendwo anders. Was für Termine das sind, wissen die Leute nicht.

Guiseppe Romanelli ist auch auf der Höhe der Zeit. Wie das gehen soll, ist ein Rätsel, schließlich macht er jahrein, jahraus nichts anderes, als seine Marmorbilder zu meißeln. Eines nach dem anderen pickt er aus dem Stein, in dem sie jahrhundertlang verborgen gewesen sind, gibt ihnen sorgfältig eine Form, schleift und poliert sie glatt und schickt sie mit dem Zug nach Turin. Von da aus finden sie ihren Weg nach Mailand, Neapel und Venedig, nach Rom und, das behaupten manche, sogar über den Ozean nach Amerika.

Eigentlich kommt Guiseppe aus einer alten Bildhauerfamilie, einer Familie von Berühmtheiten. Nur weil er den Mund nicht richtig aufbekommt, genau wie sein Vater, deswegen ist er hier im Dorf hängen geblieben.

Der Dorfarzt weiß ebenfalls alles, schließlich arbeitet sein Sohn Pietro als Journalist bei einer großen Zeitung in Rom. Obwohl sein Sohn der Faschistischen Partei gegenüber einen Treueeid ablegen musste und deshalb nicht alles schreiben kann, bekommt er doch alles mit. Und er berichtet es danach seinem Vater, der es wiederum den Menschen im Dorf weitererzählt, weil er weiß, dass er

ihnen vertrauen kann. In den Häusern hier sitzen keine Lauscher und Tratschweiber.

Dazu kommt, dass der Baron und der Arzt jeweils ein Radio besitzen. Im Sprechzimmer des Doktors können die Leute auch Radio hören.

»Was genau ist das ... äh ... dieser Faschismus?« Das war eine Frage von einem der Menschen, die jedes Mal dabei waren, um den vier schlaun Köpfen beim Schachspielen zuzuschauen. Die Männer des Dorfes schlossen manchmal heimlich Wetten untereinander ab, wer gewinnen würde. Das wissen die Frauen nicht und Pater Enrico weiß es auch nicht, denn der ist gegen Glücksspiele. Auf den Baron haben bisher nur sehr wenige Männer jemals Geld gesetzt, denn der gewinnt nur sehr selten.

Der Arzt hat sich auf die Frage hin zurückgelehnt, nach seiner Pfeife gefingert, ein Streichholz angerissen und behaglich zu paffen angefangen. Der Priester hat sich geistesabwesend seinen gewaltigen Vollbart gekraut, Guiseppa hat sein Taschenmesser zum Vorschein geholt und damit begonnen, sich sorgfältig die Fingernägel zu säubern. Der Baron hat sich seinen Tonbecher noch einmal vollgegossen und mit nach innen gezogenen Wangen die Figuren auf dem Schachbrett angestarrt. »Hm«, hat er gemacht.

»Ein *fascis* war ein Bündel aus Stöcken, die um den Griff eines Beiles gebunden waren«, hat der Doktor zu erklären angefangen. »In der römischen Zeit sind sie zu einem Symbol für Herrschaft geworden. Sobald der Beilträger im alten Rom die *fascis* ergriffen hat, hat die Menge ihm Platz gemacht.«

Die Pfeife des Arztes hat nicht so richtig gezogen, er hat noch ein Streichholz anreißen müssen.

»Hm. Stimmt«, hat Don Veneto ihm beigepflichtet. Er hat immer noch auf die Figuren gestarrt. Er musste als Nächster seinen Zug machen.

»Faschismus ist also eigentlich ein sehr alter Begriff. Er bedeutet, dass die Leute sich um eine Form von Diktatur vereinigen, man könnte es auch als Cäsarismus bezeichnen. Oder Napoleonismus, wenn es dieses Wort gäbe.« Der Doktor hat noch eine Weile schweigend dagesessen und seinen eigenen Worten nachgehungen.

Die Leute aus dem Dorf haben mit gespitzten Ohren zugehört, schließlich ist der Doktor ein intelligenter Mann, der sehr gelehrt reden kann.

»In gewisser Hinsicht ist es aber auch ein neuer Begriff«, hat der Priester mit seiner tiefen Stimme ergänzt. »Wegen der Faszination für den Kommunismus und den Kapitalismus.«

Der Priester ist ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen.

»Und den Sozialismus. Und den Zionismus«, hat der Doktor ergänzt.

Guiseppe hat genickt und seinen rechten Daumen untersucht.

»Das sind ein paar Ismen zu viel für mich«, hat Sofia sich beschwert und sich umgedreht. »Ich gehe lieber schauen, wo sich dieser Nichtsnutz von Luigi herumtreibt. Er hätte längst mit seinen Tomaten wieder hier sein sollen.«

»Das kommt alles durch den Krieg«, hat der Baron erklärt. »Es gibt viel zu viele Soldaten, die jahrelang im Schlamm der Schützengräben gelegen haben, um für ein besseres Leben zu kämpfen. Ich muss es ja wissen, denn ich war einer von ihnen.« Der Baron lässt keine Gelegenheit verstreichen, um den Leuten im Dorf seine Rolle im Krieg ins Gedächtnis zu rufen.

»Nach dem Großen Krieg gab es bei den Menschen zu Hause allerdings nur Armut und eine Hungersnot, auf den Straßen herrschte Verzweiflung und die Regierung versank im Chaos und in Eigeninteressen«, hat er ergänzt.

»Deshalb hat der Faschismus den Fuß in die Tür bekommen.«

»Ja«, hat der Priester mit einem Nicken bekräftigt. »Und so konnte Mussolini die Macht an sich reißen. Er hat Ordnung versprochen und eine ganze Menge alter Soldaten haben sich seinen Schwarzhemden angeschlossen.«

»Er ist ein Meister, wenn es um das Manipulieren von Massen geht«, hat der Doktor gesagt. Es hat sich unzufrieden angehört, beinahe zynisch. »Er tut gerade so, als würden mit dem Faschismus die ruhmreichen Tage des Römischen Reiches wieder zurückkehren.«

Die Männer im Dorf haben andächtig gelauscht. Das ist kein leichter Stoff gewesen und man musste sich auf dem Laufenden halten.

Trotzdem gab es noch etwas, das ihnen durch den Kopf ging.

»Der König steht aber doch hinter ihm?«, hat einer von ihnen zur Sicherheit wissen wollen.

Die Leute hier sind immer loyal gewesen, wenn es um das italienische Königshaus ging. Kam das Haus Savoyen nicht von hier, aus ihrer eigenen Gegend, aus Piemont?

Einmal im Monat kommen die Leute vom Kino aus Turin hier vorbei und zeigen im Innenhof der Kirche einen Film. Normalerweise geschieht das an einem Abend unter der Woche, denn an einem Freitag oder Samstag haben sie in der Stadt genug zu tun. Sie spannen ein großes Tuch zwischen den steinernen Mauern des Innenhofes auf und stellen für die Älteren ein paar Reihen Bänke auf. Das

ganze Dorf kommt zum Schauen, sogar die Schule beginnt am nächsten Tag eine Stunde später, weil alle ausschlafen wollen. Vor dem Film laufen immer zuerst eine Dokumentation und ein paar Meldungen aus der Wochenschau. »Propaganda«, sagt der Doktor dann in der Regel missgelaunt. »Auf so einfache Weise kann man die Leute indoktrinieren.«

Die Dorfbewohner scheren sich nicht darum. Sie schauen es sich an und denken anschließend, was sie wollen. Wenn König Victor Emmanuel und seine bildschöne Königin Elena (eine Prinzessin aus Montenegro, flüstern die Frauen vergnügt) auf der weißen Leinwand ihre Aufwartung machen, fängt das Publikum an zu klatschen und ein paar von den grobschlächtigen Jungen beginnen sogar zu pfeifen.

Die Bilder der faschistischen Anführer werden allerdings mit einem beinahe eisigen Schweigen begrüßt. Dann nickt der Arzt und sagt: »Hier sind sie nicht dumm.«

Nehmen wir nun zum Beispiel das eine Mal, wo Mussolini versucht hat, der wirtschaftlichen Rezession mit einem Projekt beizukommen, dem man den Namen »Gold fürs Vaterland« gegeben hatte. In jeder Zeitung, in jedem Radiosender und vor jedem Film hat er das Volk persönlich aufgerufen, freiwillig der Regierung all sein Gold zu schenken. Im Gegenzug sollte jeder einen Ring aus Stahl bekommen, auf dem »Gold fürs Vaterland« eingraviert war.

Das wurde die Geschichte des Monats. Die Männer des Dorfes haben sich gefragt, ob der Baron von Veneto sein Gold von jetzt an abgeben würde. Die Frauen verspürten keine große Lust, dem Staat ihren Schmuck zu schenken – das meiste davon waren Erbstücke aus der Zeit der Großeltern vor dem Großen Krieg. Und ihren Ehering mussten sie doch sicher sowieso behalten, schließlich war

der vom Priester gesegnet worden! Den abzugeben, gehörte sich nicht, wahrscheinlich war es sogar eine Sünde. Der Dorfpriester hat lange darüber nachgedacht und anschließend verkündet, dass er es auch nicht wisse. »Wenn es nun für die Kirche in Rom wäre, ja, dann ... aber für den Staat? Nein, wirklich, ich weiß es im Augenblick noch nicht.« Damit war die Angelegenheit entschieden und niemand im Dorf hat auch nur irgendwas gegeben, nicht einmal Don Veneto.

»Hier sind sie nicht dumm«, hat der Doktor dann ebenfalls wieder gesagt.

»Ja, ja«, hat der Arzt schließlich mit einem spöttischen Nicken verkündet. »Sicher, das Haus von Savoyen steht hinter Mussolini. Aber das wird dem König noch leidtun, darauf könnt ihr Gift nehmen. Sehr, sehr leid.«

Dann hat der Baron seinen nächsten Zug getan.

Auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise muss Marco Romanelli in die höhere Schule in der nächstgelegenen Stadt, denn er ist intelligent. Der Arzt beteiligt sich an den Kosten, genauso wie der Neffe von Guiseppe, der in Florenz wohnt und dort sogar Professor an der Universität ist. Und selbst der Baron. Zwei Jahre später ist auch Antonio in die Stadt gezogen. Die meisten anderen Jungen haben um diese Zeit herum die Schule verlassen, um Marmor zu brechen oder auf den Streuobstwiesen und in den Weinbergen des Dorfes zu arbeiten. Manche werden sogar Ziegenhirten in den Bergen. So kommt es, dass allein Lorenzo und Gina bei Pater Enrico in der Abschlussklasse sitzen.

»Ein Glück nur, dass sie Frieden geschlossen haben, die beiden«, stellen die Leute zufrieden fest.

Frieden kann man das nun wirklich nicht nennen, höchstens einen brüchigen Waffenstillstand, schließlich kann Lorenzo seine Streiche nicht lassen.

»Ich wollte ... du würdest von irgendwo herunterfallen und dir den Hals brechen!«, schimpft Gina ärgerlich und beschleunigt ihre Schritte, um von ihm wegzukommen.

»Ich binde dich wieder an einen Baum, hörst du!«, ruft er ihr lachend hinterher. »Und dieses Mal ist Antonio zu weit weg, der wird dich nicht retten!«

In dieser Nacht tut sie wegen ihres schlechten Gewissens kein Auge zu, und als sie dann doch endlich einschläft, jagt ein Albtraum ihr einen gewaltigen Schreck ein. »Ich habe natürlich nicht gemeint, dass du dir wirklich den Hals brechen sollst«, verkündet sie am nächsten Tag, schon bevor die Schule beginnt.

Lorenzo wirft seinen Kopf in den Nacken und fängt laut an zu lachen.

Wenn er so lacht, sieht er genauso aus wie Antonio. »Was bist du doch für ein Trottel«, erwidert er gutmütig.

Doch als es Zeit ist, nach Hause zu gehen, hat Gina seine Arroganz schon wieder rasend wütend werden lassen.

»Mann, jetzt geh bitte an irgendeinem steilen Abhang spielen!«, schreit sie und rennt schnell weg. Wenn doch nur Antonio hier wäre! Er würde Lorenzo die Leviten lesen. Wenn doch nur schon das nächste Jahr wäre, dann ginge Lorenzo ebenfalls auf die andere Schule in der Stadt.

Einmal im Vierteljahr kommen Marco und Antonio mit dem Bus für ein Wochenende nach Hause. Und in den Ferien auch. Gerade bei solchen Gelegenheiten sehen die Menschen es genau vor sich: Es wird mit Sicherheit etwas passieren. Denn in der Dämmerung kann man Antonio auf dem kleinen Pfad zur Villa des Barons laufen sehen. Und kurze Zeit später sieht man ihn dann zusammen mit Gina,

wie die beiden die Ponte del Bartolini überqueren, auf dem Weg zu den steinernen Mauern des Kastells, die sich schwarz vor den weißen Berggipfeln dahinter erheben. Er überragt sie um einen Kopf. Sie laufen nebeneinander – zwar nicht Hand in Hand, aber doch zusammen.

Ihre kleine Prinzessin und der schlaueste der Romanelli-Brüder.

Im Jahr darauf zieht auch Lorenzo in die Stadt, weil er auf die höhere Schule kommt. Marco studiert zu diesem Zeitpunkt schon an der Universität von Turin und Antonio steht kurz vor seinem Abschluss. Gina bleibt im Dorf zurück und hilft Schwester Marguarita mit der Kindergartengruppe, schließlich wird die Schwester auch nicht jünger und die Kinder werden immer quirliger. Sie wartet auf Antonio, denn der wird sie eines Tages holen kommen, das weiß jeder. Doch er ist auch schlau und wird erst noch studieren. Architekt will er werden, nicht Lehrer wie Marco.

In dieser Zeit eröffnet Herr Rosenfeld ein kleines Geschäft im Dorf. Die Leute sind darüber sehr froh. Vor einigen Jahren haben sie schon einmal so einen Laden gehabt, der auch von einem jüdischen Geschäftsmann betrieben worden war, doch der ist kurz nach dem Großen Krieg mit all seinem Hab und Gut nach Amerika ausgewandert. Seitdem ist ihnen nichts anderes übrig geblieben, als auf den Bus zu warten. Dann haben sie dem Busfahrer eine Einkaufsliste mitgegeben, der Ladenbesitzer in der Stadt hat daraufhin alle Vorräte in eine Kiste gepackt und erst drei Tage später haben sie endlich ihr Pfund Kaffee oder ihr Stück Stoff bekommen. Und wenn im Winter die Schneestürme wirklich heftig gewesen sind, manchmal auch erst zwei oder drei Wochen später.

Herr Rosenfeld ist zusammen mit seiner molligen Frau und seinen beiden Töchtern aus Litauen hierhergezogen. Die Situation dort ist unerträglich, berichtet das mollige Frauchen mit dem seltsamen Akzent. Die Juden haben keine Rechte, sondern werden auf jede nur denkbare Weise verfolgt.

Die älteste Tochter heißt Rachel. Sie und Gina freunden sich recht schnell miteinander an. Rachel ist auf eine ganz eigene Weise hübsch: ein bisschen bleich und ein bisschen mager, aber mit rabenschwarzem Haar und rabenschwarzen Augen. Und freundlich, lieb.

Aber eben Jüdin.

»Du kannst dich nicht mit ihr befreunden«, sagt Donna Veneto, während Gina vorsichtig den dicken Knoten in ihrem Nacken mit einer langen Haarnadel befestigt. »Sie gehört nicht zu unserem Stand und sie ist auch keine Katholikin, sondern eine Heidin.«

»Ja, Mama«, antwortet Gina und fragt dann: »Bist du schon katholisch gewesen, als du Papa geheiratet hast?«

Daraufhin wird sie von ihrer Mutter nach draußen zum Spielen geschickt.

In den eisig kalten Weihnachtsferien, während Antonio sich auf das Studium an der Universität vorbereitet und Marco beinahe fertig studiert hat, tauchen im Dorf große Probleme am Horizont auf. Eine ekelhafte Geschichte.

Denn Marco Romanelli hat sein Herz an Rachel Rosenfeld verloren.

Während sich die Ferien weiterschleppen wie ein Mann auf Schneeschuhen, beginnt die Geschichte von Marco und Rachel gerade Flügel zu bekommen. Langsam, aber sicher dringt es in die Häuser hinein, obwohl die Leute versuchen, alles vor der Tür zu halten.

Man holt sich schließlich nicht ohne Not Unglück ins Haus.

»Was wird nur dein Vater dazu sagen?«, will Gina wissen, während sie Antonios Hand mit ihrem Zeigefinger streichelt – auf und nieder, jeden seiner langen Finger entlang.

»Wozu?«, fragt er träge. Auf einer Felsplatte vor dem Kastell sitzen sie, die Beine lang ausgestreckt, in der wässrigen Wintersonne.

»Wir haben doch gerade von Marco gesprochen! Und von Rachel! Du hörst wieder einmal nicht zu, Antonio.«

»Hm. Ich muss dich einfach zu sehr anschauen, davon kommt das. Du bist bildhübsch, weißt du das eigentlich?«

»Was wird dein Vater nun dazu sagen?«, wiederholt sie noch einmal ihre Frage.

»Nichts, das weiß ich jetzt schon«, antwortet Antonio und legt sich auf den Rücken. »Ich will, dass es wieder Sommer wird.«

»Das wird es auch sicher, aber eben noch nicht jetzt«, erklärt Gina bestimmt. »Deine Mutter wird etwas dazu sagen müssen – sie redet doch schließlich immer im Namen von beiden.«

»Hm.«

»Antonio, Rachel ist Jüdin. Marco kann doch keine jüdische Frau heiraten?«

Antonio dreht sich auf die Seite und legt seine Hand unter sein Kinn. Sein dichtes, schwarzes Haar glänzt in der Sonne und in seinen Augen erscheinen wieder diese neckischen Lichtlein, so als würde er sich über irgendetwas lustig machen. »Warum denn nicht?«, möchte er wissen.

»Nun ... wir sind doch ... *Mein* Vater würde so etwas niemals zulassen!«

Das Lachen in seinen Augen verstärkt sich. »Aber dein Vater spielt doch auch mit Herrn Rosenfeld Schach, wenn Pater Enrico keine Zeit hat?«

Verdutzt schaut sie ihn an. Männer können manchmal so dumm sein! »Antonio, Schachspielen ist doch etwas ganz anderes als Heiraten!

Er lacht laut auf. »Bist du dir da so sicher?«, fragt er.

Sie überhört seine Bemerkung, weil er sie nur wieder aufziehen will, das weiß sie.

»Und?«, drängt sie ihn. »Wie sieht es nun aus mit Marco und Rachel?«

»Ich weiß das sicher nicht, Gina. Ich weiß das wirklich nicht.«

Während das Dorf in diesen Wintertagen sein Äußerstes leistet, um die Geschichte von Marco und Rachel vor der Tür zu halten, streckt etwas anderes seinen ekelhaften Kopf durch den Rahmen und drängt sich in die Gespräche.

Kurz vor Weihnachten berichtet der Doktor, dass sein Sohn Pietro Gerüchte gehört hat, wonach Italien plane, in Abessinien einzumarschieren.

Ach, was soll dieses Abessinien schon sein? Das sagen die Frauen und rühren in den riesigen Töpfen, um das Weihnachtsessen vorzubereiten.

Anfang des neuen Jahres reisen die Romanelli-Brüder wieder mit dem Bus ab, der Priester läutet die Schulglocke und die Männer und Frauen machen sich wieder an ihre tägliche Arbeit. Doch schon kurz darauf erzählt Pietro seinem Vater, dass in bestimmten Fabriken in Mailand Lastwagen, Panzer und Geschütze hergestellt und verschifft werden, alles unter strengster Geheimhaltung.

»Nachts scheint es Truppenbewegungen zu geben, in der Nähe des Hafens«, verkündet der Arzt eines Tages.

»Sie werden nicht auf Kriegsschiffe verfrachtet, sondern auf gewöhnliche Frachter, sodass sie keine Aufmerksamkeit erregen«, behauptet er eine Woche später.

»Pietro hat gehört, dass ungefähr dreißigtausend Mann in Neapel eingeschifft worden sind«, erklärt er und faltet sorgfältig den Brief zusammen.

»Dreißigtausend!« Die Menschen im Sprechzimmer erschrecken darüber – das hört sich nach Krieg an, das wissen sie.

Die meisten wissen nicht einmal, wo dieses Abessinien überhaupt ist. Deshalb legt der Doktor in seinem Sprechzimmer einen Atlas auf den Tisch und ein Buchzeichen in die entsprechende Seite, sodass jeder sehen kann, worum es geht.

Nach einiger Zeit wird es Sommer und die Gebrüder Romanelli kommen die Ferien über nach Hause. Doch die Geschichte bleibt wie eine winterliche Gewitterwolke über dem Dorf hängen.

Während der ganzen Sommerferien behalten die Leute Antonio und Gina im Blick – bei Marco und Rachel schauen sie weg, aber sie sehen es trotzdem.

Im August lässt der amerikanische Präsident Roosevelt Mussolini wissen, dass aus dem Konflikt mit Abessinien eine Gefahr für den Weltfrieden entstehen könnte. Das liest der Priester nicht in der Zeitung, denn die Zeitungen stehen unter einer strengen Zensur. Es ist der Sohn des Arztes, der ihm das erzählt. Und der weiß so etwas.

Am 3. Oktober hören Don und Donna Veneto und der Doktor es mit ihren eigenen Ohren aus dem Radio: Bewaffnete italienische Truppen sind in Abessinien einmarschiert. Am nächsten Morgen kommt jeder ins Sprechzimmer des Arztes, um Radio zu hören, und dann